

Missionsreisen im Komgoland in alter Zeit.

sachen, Porzellan, Gläser usw. herum, die niemals mehr gebraucht werden, über die man sich fast nur ärgert, weil sie den Platz einnehmen; in einzelnen Zimmern stolpert man über die Möbel und stößt sich an Kästen und Tischen, ererbte Dinge, welche an sich unnötig nur den Raum verengern und verdüstern, das Zimmer unbehaglich machen und bei Mietwechsel mit Seufzen von einer Wohnung in die andere geschleppt werden; in den Dachkammern werden jahrzehntelang überzählige Betten, Teppiche, Lehnstühle, Spielzeug, Bilder, Bücherstellen mit staubigen Büchern und Heften vor Ungeziefer gehütet — und in manchen neuen Missionshäusern, Wohnungen, Schulen und Kinderasylen fehlt fast alles zur Einrichtung, Kleidung, Pflege! Ist wirklich nirgends etwas da von sehr leicht entbehrlichen Dingen?

Bekanntlich kann man selbst aus den unscheinbarsten Dingen, wie gebrauchten Briefmarken, Staniol usw. noch ziemlich etwas für Missionszwecke heraus schlagen, und hat sich da und dort eine „Brockenfammlung“ etabliert, in welcher alles zerbrochene oder unbrauchbare Gerümpel angenommen und wieder zu caritativen Zwecken verwertet wird. Aber es dünkt uns, es wäre doch eine Schande, wenn die Missionen irgendwo in erheblicher Weise auf diesen „Kehricht“ der irdischen Güter angewiesen wären. Wenn die Missionäre für die Ausbreitung der Kirche Blut und Leben einsetzen, so werden sicher die zu Hause ruhig lebenden Kinder der Kirche, die in ihren Segnungen schwelgen können, für dieselbe noch etwas anderes haben als unnütz und lästig gewordene Sachen.

c) Auf der Augsburger Katholikenversammlung wurde die Pflege des Kindheit-Jesu-Vereins und des Franziskus-Kaverius- resp. Ludwigs-Missionsvereins sehr empfohlen, und dabei versucht, die jungen Kreise, Studenten, Akademiker usw. zu interessieren, welche die Brücke vom ersteren zum letzteren bilden sollten. Ein sehr guter Vorschlag! Aber wir glauben, es könnte die Kasse aller derartiger Vereine noch besser gespeist und überhaupt ein Haus- und Familienfond für jede Art von Missionsunterstützung (innere und äußere Mission) geschaffen werden, wenn in jedem katholischen Hause etwa unter einem Kreuzifix oder Madonnenbild, wo man oft ein „ewiges Licht“ zu brennen pflegt, eine „Ewige Missions-Sparkasse“ aufgestellt würde, die das ganze Jahr hindurch nie leer und nie voll erhalten werden sollte.

Auf welche Weise sie geleert werden kann, das braucht sicher nicht erörtert zu werden; aber wie sie gefüllt werden kann, das dürfte vielleicht noch des Nachdenkens wert erscheinen.

Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Wir setzten eilends unsern Weg fort, um noch vor Einbruch der Nacht einen Fluß zu erreichen, den wir passieren mußten. Dort befindet sich, wie man uns sagte, kein Dorf, sondern nur zwei Strohhütten, worin die von Loanda nach St. Salvador reisenden Neger zu übernachten pflegen. Als wir jedoch in die Nähe des Flusses kamen, bemerkten wir zu unserer Verwunderung eine Menge Hütten und vernahmen einen schrecklichen von Trompeten, Trommeln und Pfeifen herrührenden Lärm.

Unsere Schwarzen stuzten anfangs, erklärten dann aber bald, dies könne nur das Lager eines großen Herrn der Provinz sein. Auch sahen wir, daß die Hütten mit einem starken Dornenzaun umgeben waren, um die In-

fassen gegen die wilden Tiere zu schützen, die massenhaft an den Fluß kamen, um da ihren Durst zu stillen. Von einem Neger, bei dem wir Erkundigungen einzogen, erfuhren wir, daß wir in der Tat einen großen Häuptling von Tande vor uns hatten, der uns vier mit Gewehren bewaffnete Mulatten, sowie ein paar Schwarze mit Trompeten und Pfeifen zur Bewillkommung entgegen schickte. Er empfing uns sehr freundlich und bewirtete uns mit Hühnern und süßen, einheimischen Früchten. Er gestand uns, es sei seine Gepflogenheit, jeden Tag vor Einbruch der Nacht so ein Lager aufzuschlagen. Es befanden sich darin mehr als 1800 Männer, Weiber und Kinder. In der Umgebung des Häuptlings fielen uns besonders 24 mit Gewehren und Säbeln bewaffnete Mulatten auf, die eine sehr kriegerische Haltung einnahmen, während die Neger nur mit Pfeilen, Bogen und kurzen Lanzen bewaffnet waren. Unsere Bitte, bei ihm übernachten zu dürfen, schlug er unter dem Vorwande ab, er werde bald wieder aufbrechen, dagegen half er uns über den Fluß, und beim Abschied verdoppelte sich das Geschrei und der Lärm der Instrumente, sodaß wir uns höchlichst wunderten über den Aufwand, mit dem hierzulande die großen Herren reisen.

Die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu, als wir das jenseitige Ufer erreichten, wir schritten daher rüstig voran und erreichten schon nach einer halben Stunde die beiden Hütten, von denen wir oben gesprochen. Sicherheit gegen die wilden Tiere boten sie uns nicht, denn sie waren mit keiner Dornhecke eingefriedigt; dagegen bemerkten wir auf den sie umgebenden Bäumen kleine Nisthäuschen, die fast wie Vogelnester aussahen. Die Neger hielten uns, von einer der beiden Hütten Besitz zu nehmen; sie selbst wollten in der zweiten übernachten, und ein paar sollten abwechselnd auf den Bäumen Wache halten. Unser Wunsch, selbst auf die Bäume zu steigen, wurde als unausführbar zurückgewiesen. So krochen wir also in die bessere, mit etwas Stroh ausgestattete Hütte hinein, verzehrten die Früchte, womit uns der Häuptling beschenkt hatte und überließen uns nach verrichteten Abendgebet dem Schlafe.

Um Mitternacht weckte uns ein furchtbares Gebrüll. Ein Löwe und eine Tigerin verfolgten sich in grimmiger Wut und rasten wie besessen um unsere Hütte herum. Der Mond schien helle, und wir konnten durch die Türspalten die beiden Bestien, die oft unter ohrenbetäubendem Gebrüll übereinander kollerten, deutlich sehen. Wir standen zusammen Todesängsten aus und beichteten einander, denn wir glaubten schon, unser letztes Stündlein sei gekommen. Unsere armselige Strohhütte gewährte solchen Bestien gegenüber nicht den geringsten Schutz. Da hörten wir die auf den Bäumen sitzenden Schwarzen den in der Hütte übernachtenden einige kurze Sätze zurufen, und bald darauf loderte eine Feuerflamme auf. Dies verschreckte die beiden Tiere; sie rannten in wilder Hast dem Flusse zu, und wir waren gerettet.

Später kamen wir nach der sehr großen Libatte Vombi. Hier machten wir mit dem Sohne eines Häuptlings Bekanntschaft, der gut portugiesisch sprach und sich anheischig machte, uns auf der ganzen Reise als Dolmetsch zu dienen. Wir nahmen das Anerbieten des jungen Mannes, der etwa 25 Jahre zählen mochte, mit Freuden an. Der Häuptling, sein Vater, gab ebenfalls seine Zustimmung, und so traten wir am nächsten Tag schon mit Sonnenaufgang die Weiterreise an. Wir hatten in der Tat an diesem schwarzen Prinzen einen ebenso angenehmen, wie aufmerksamen Reisegenossen,

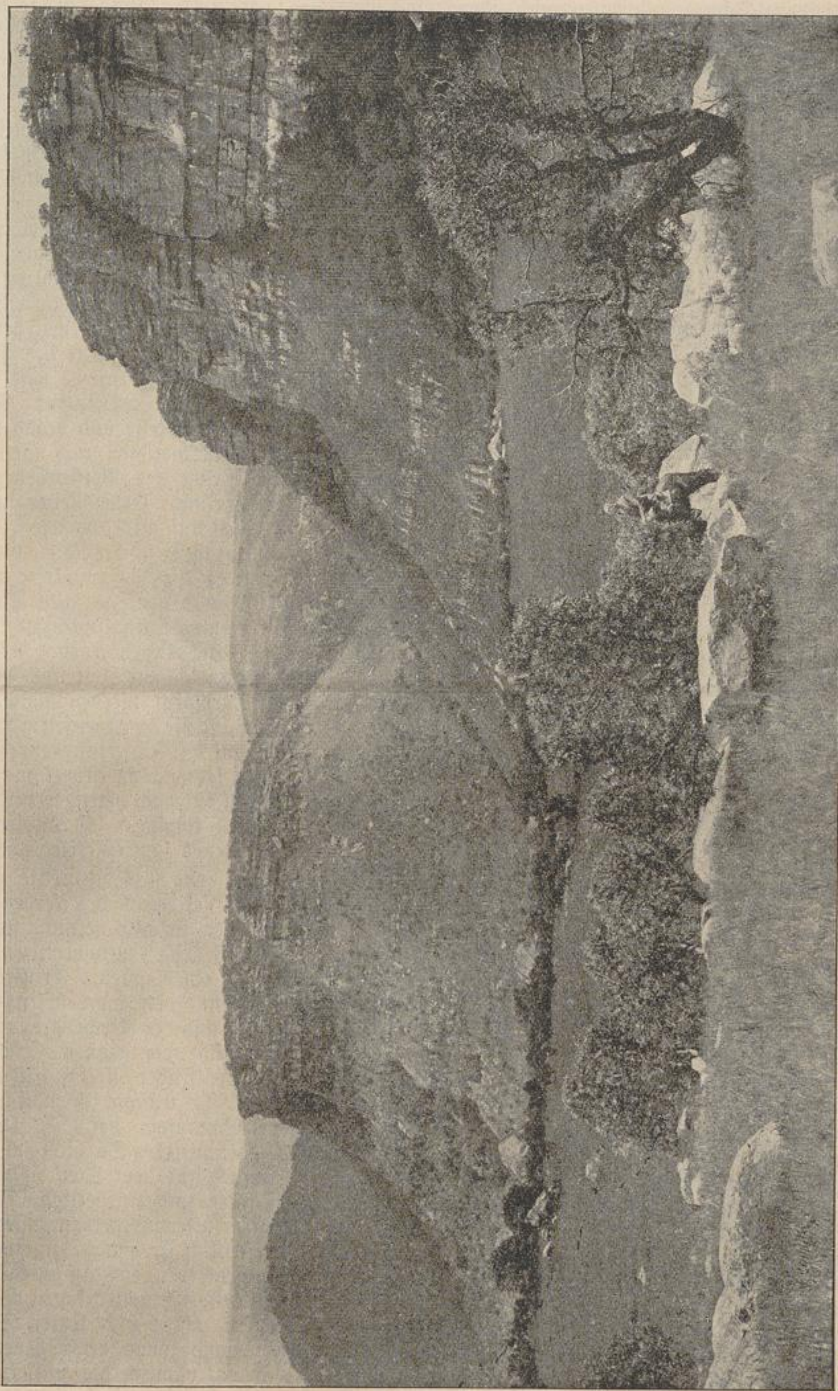
glaubten uns allen Gefahren überhoben und zogen munter und sorglos unseres Weges dahin.

Da sahen wir plötzlich in der Ferne ein mächtiges Feuer auflebern, das, vom Winde getrieben, uns näher und näher rückte. Unser Gefährte sagte: „Da haben sicher Jäger oder Reisende Gras in Brand gesteckt, und die Sache ist nicht ohne Gefahr; denn von dem Feuer werden überall die wilden Tiere aufgeschreckt und uns direkt entgegen getrieben. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als auf die Bäume zu steigen und zu warten, bis sie vorüber sind.“ Zeit war keine zu verlieren; ich zog daher schnell aus einer unserer Risten eine in Brasilien gekaufte Strickleiter hervor und ließ einen unserer Träger auf einen großen Baum klettern, um sie zu befestigen. Dann stiegen wir zwei Missionäre und der schwarze Prinz hinauf und zogen die Leiter nach, während die Neger schnellstens andere Bäume erkletterten.

Kaum hatten wir da droben Platz genommen, als schon die wilden Tiere in atemloser Hast und in solcher Menge herangerast kamen, daß wir ihnen mit unserer ganzen Gesellschaft höchstens zu einem kleinen Imbiß hätten dienen können. Da kamen Tiger, Löwen, Wölfe, Büffel, Nashörner und weiß Gott was alles, in wildem Durcheinander dahergestürmt. Einige der wilden Bestien erhoben beim Vorübertragen die Köpfe und blickten grimmig zu uns herauf. Doch wir saßen auf einem so hohen und sicheren Throne, daß wir gottlob nichts zu fürchten hatten. Die Neger wußten das, verhöhnten deshalb die flüchtigen Tiere und schossen vergiftete Pfeile auf sie ab. Als die Gefahr glücklich vorüber war, stiegen wir herab und setzten unsern Weg unter inbrünstigem Dank gegen Gott wieder fort.

In dem Dorfe, in welchem wir nun ankamen, trafen

wir nur wenige Leute an; die meisten waren auf einem Kriegszuge gegen den Grafen von Sagnio begriffen, der sich gegen den König von Kongo empört hatte. Michaelangelo aber eilte nach Bamba voraus, um von dort



In den Drachensbergen in der Nähe unserer Missionsstation „St. Anna“, früher Soleni genannt.

neue Träger für uns und unser Gepäck zu holen. Ich selbst blieb in dem kleinen Dorfe zurück und sah mich genötigt, mehrere Tage lang ausschließlich mit einigen wilden Bohnen zu nahren, welche der schwarze Prinz für mich sammelte. Da sie aber nur sehr geringe Nährkraft

haben, konnte ich mich bald vor Schwäche kaum mehr auf den Füßen halten. Ich setzte mich daher vor meiner Hütte auf einen Haufen Stroh und begann Rosenkränze zu ketteln. Bald umringten mich einige hochbetagte Neger, bewunderten die bunten Glasperlen und die feine seidene Schnur und baten mich, ihnen eins dieser Kunstwerke zu überlassen. Ich bedeutete ihnen, daß ich gerne einen Rosenkranz gegen eines der zahlreichen Hühner, die im Hofe umherliefen, vertauschen würde, ein Ansinnen, auf das sie sofort eingingen. Die Umstände nötigten mich, diese List anzuwenden; denn Kinder gab es in dem kleinen Dorfe nicht zu taufen, mir aber um Gottes Lohn ein Almosen zu geben, kam den guten Leuten gar nicht in den Sinn. Für einen Rosenkranz aber konnte ich die verschiedensten Lebensmittel haben.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsverhältnisse in „St. Joseph“.

Vom Hochw. P. Mansuett Poll, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Eine sechste Katechese stelle habe ich dem hl. Apostel Andreas geweiht. Sie liegt in der noch meist protestantischen (wesleyanischen) Niederlassung Kleinfontein. Unterricht und Gottesdienst halte ich in dem ziemlich geräumigen Hause eines noch heidnischen Kaffern. Seine Familie ist protestantisch getauft, doch finden sich unter den Anverwandten auch mehrere Katholiken. Der hl. Messe und den religiösen Vorträgen wohnt außer den Katholiken immer auch eine beträchtliche Anzahl Katechumenen, d. h. solcher Protestanten bei, die katholisch werden wollen. Der erwähnte Kaffer wünscht sogar, daß ich auf seiner Farm ein Kirchlein baue. Wie gerne täte ich das! Doch woher die Mittel nehmen bei der allgemein herrschenden Armut?

Hier möchte ich übrigens die Bekehrung einer jungen wesleyanischen Witwe erwähnen, die sicherlich auch das Interesse unserer geehrten Leser finden wird. Eines Tages fand ich nämlich in jener Gegend eine junge, sterbensranke Frau. Sie war Witwe und bewohnte mit ihrer Mutter eine kleine Grashütte. Da sie schon früher wiederholt die Absicht geäußert hatte, meinem Unterrichte beizuwohnen, fing ich an, ihr etwas vorzubereiten und sie im katholischen Glauben zu unterrichten. Als ich sie am folgenden Tage wieder besuchte und mit der Frage herausrückte, ob sie nicht katholisch werden möchte, dankte sie mir für mein gestriges Gebet und erzählte, sie habe während der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Es sei ihr nämlich vorgekommen, als gäbe ich ihr ein weißes Kleid und als sei sie mir dann nachgefolgt.

In der stillen Hoffnung, der Traum möge sich erfüllen, erweckte ich mit ihr auch diesmal Alte der Reue, der drei göttlichen Tugenden usw. und verließ sie mit dem heiligen Segen. Als ich nächste Woche wieder kam, fand ich sie zwar sehr schwach, doch bat sie mich sofort aus freien Stücken um die hl. Taufe. Ich erteilte ihr zunächst den notwendigen Unterricht, ließ sie nach einer kurzen Formel den wesleyanischen Irrtum abschwören, beietete ihr das katholische Glaubensbekenntnis vor, das sie mir Wort für Wort nachsprach, hörte ihre Beichte und absolvierte sie zum Schlusse bedingterweise, wie es in solchen Fällen bei uns üblich ist. So war ihr Traum in Erfüllung gegangen. Ich hatte ihr mit Gottes Hilfe das weiße hochzeitliche Kleid verschafft, und sie folgte mir in der katholischen Kirche nach.

Ich übernachtete an jenem Abend in dem Hause eines katholischen Storekeepers (Krämers), las am folgenden

Tage wieder in dem oben erwähnten Hause die heilige Messe und erteilte sodann den Kranken die letzte Delung und den Sterbeablaß. Nachdem ich den ganzen Tag über in verschiedenen Kaffernkreisen christlichen Unterricht erteilt hatte, kam ich spät am Abend in Watershed, einer siebenten Katechese stelle an, die ich dem heiligen Apostel und Evangelisten Johannes geweiht habe. Seit etwa einem Jahre halte ich dort Gottesdienst in einer geräumigen, recht sauber gehaltenen runden Hütte eines Kaffern Namens Tschabalala, dessen Sohn Vincenz früher die Missionschule in Mariannhill besucht hatte, und der erst kürzlich eines recht schönen und erbaulichen Todes gestorben war. Es wohnen noch mehrere Katholiken und eine Menge Protestanten in der Nähe. Sie alle begleiteten mich zum Grabe des Verstorbenen, das ich nachträglich einsegnen wollte, denn ich hatte dem frommen Jüngling zwar alle heiligen Sterbesakramente gespendet, war aber bei seinem Tode und der Beerdigung nicht zugegen gewesen.

Ich nahm übrigens die Zeremonie erst am kommenden Tage vor, denn es war, wie gesagt, schon spät am Abend, als ich dort eintraf. Am Morgen las ich zunächst die heilige Messe und begab mich sodann in Begleitung seiner Verwandten und vieler anderer über den Berg zum Grabe des Verstorbenen, wo schon eine Menge Kinder und Erwachsener unter dem Schatten eines Baumes auf mich warteten. Nach vollzogener Einsegnung benützte ich die schöne Gelegenheit, einige erbauende Worte an die Versammlung zu richten. Ich knüpfte zunächst an den erbaulichen Tod des braven Vincenz an. Der fromme Jüngling hatte kurz vor seinem Hinscheiden alle seine Angehörigen, besonders seine lieben Geschwister, die zur Zeit noch protestantisch sind, in Bälde aber katholisch werden wollen, an sein Sterbelager gerufen und sie zu gegenseitiger Liebe und zu allem Guten ermahnt. „Ich muß jetzt sterben“, hatte er gesagt, „mein letzter Tag ist gekommen; betet für mich! Auch ich will für euch beten, wenn ich zum lieben Gott in den Himmel komme.“ Dann legte er sich nieder und verschied eines sanften, friedlichen Todes.

Ich frug nun die Leute, ob sie auch einmal eines so schönen, seligen Todes sterben wollten, wie der gute Vincenz, den sie alle gekannt und geliebt hatten. Als sie alle mit „Ja“ antworteten, sprach ich von den Bedingungen eines guten, christlichen Todes, vom wahren Glauben, den man bekennen und von den Geboten Gottes und der Kirche, die man halten müsse; namentlich sprach ich vom großen Gebote der Liebe, das uns befehle, Gott über alles zu lieben und den Nächsten wie uns selbst. Dazu fügte ich endlich die Mahnung zum Gebete, zum Empfang der heiligen Taufe und der übrigen Gnadenmittel. So hielt ich unter dem Schatten dieses Baumes aus dem Stegreif vor all diesen Heiden, Protestanten und Katholiken eine ziemlich lange Predigt, welcher alle mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörten. Hoffentlich ist manches meiner Worte zum Samenfeld geworden, das auf gutes Erdreich gefallen und seiner Zeit reiche Frucht bringen wird.

Am achten und letzten Stelle möchte ich noch eine neue und zwar recht bedeutende Katechese stelle erwähnen, nämlich die Kaffern-Reserve Harrysmith, in der Freistaat-Kolonie, etwa 50 englische Meilen von „St. Joseph“ entfernt, wohin ich einigemal im Jahre mit der Bahn fahre. In Harrysmith befinden sich zwei katholische Priester, nämlich P. Lenoir, ein alter ehrwürdiger Oblatenpater, und der Militärkaplan Father Den, ein Weltpriester. Leider ist keiner derselben der